

# Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat inkl. Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postumsendung Nr. 4527) vierteljährlich 2,10 Mk., für 2 Monate 1,40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. exkl. Postgebühren.

Redaktion: Tauchaer Str. 19/21.  
Telegramm-Adresse: Volkszeitung, Leipzig.  
Telephon 3721.  
Sprechstunde: 6—7 Uhr abends.

Inserate werden die 5spaltige Zeilzeile oder deren Raum mit 25 Pfg., für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwereiger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer früh 9 Uhr. — Aufgebundene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauchaer Straße 19/21. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertag geschlossen.

## Der Gipfel des Kuhhandels.

Leipzig, 7. April.

Es ist eine alte Erfahrung jedes Kriminalisten, daß ein Übeltäter, der seine widerrechtliche That noch so genau und sorgsam überlegt und vor jeder Entdeckung geschützt hat, es gewöhnlich doch in irgend einem, oft ganz betäubenden Punkte verzieht, woran dann ein Faden hängen bleibt, den man nur zu ergreifen braucht, um das ganze Gewebe in all seinen künstlichen Verknüpfungen aufzulösen. Wir werden an diese kriminalistische Erfahrung lebhaft erinnert in dem Augenblick, wo das bisher größte Geschäft des politischen Kuhhandels praktisch zu werden beginnt und die Hauptschuldigen sich so ganz nebenbei auf frischer That ertappen lassen.

Ein Berliner Sensationsblatt hatte gemeldet, daß dem eben verstorbenen Abg. Lieber nach der Verabschiedung der ersten Flottenvorlage von 1898 ein Oberpräsidium oder ein Staatssekretärposten oder ein Ministerportefeuille oder auch ein hoher Orden zu freier Wahl angeboten worden sei. So großes Aufsehen diese Nachricht zu machen geeignet war, so blieb sie doch unbeachtet, eben wegen der Stelle, wo sie jüngst auftauchte; man hielt sie für einen sensationellen Puff, mit dem sich der Berliner Lokalanzeiger interessant zu machen gedachte. Nun aber kommt die Kölnische Volkszeitung, das Hauptorgan der ultramontanen Partei, und bestärkt die Wichtigkeit der Nachricht, damit aber auch die Wichtigkeit jener kriminalistischen Erfahrung. Bloß um einer ganz gleichgültigen Hymne auf Lieber anstimmen, bloß um mit frommem Augenaufschlage predigen zu können, die Centrumpartei und das katholische Volk müsse es dem Verstorbenen hoch anrechnen, daß er eine hohe Stelle im Staatsdienste ausgeschlagen habe, die ihm in Anbetracht seiner sehr zahlreichen Familie aus persönlichen Rücksichten nur hätte erwünscht sein können, daß er in musterhafter Weise das Interesse seiner guten Sache und seiner Aufgabe im öffentlichen Leben höher gewertet habe, als persönliche Vorteile der verlockendsten Art, bloß um diese wohlfeilen Titraden vom Stapel zu lassen, enthält die Kölnische Volkszeitung einen Gipfel des Kuhhandels, wie ihn sich der beschränkte Unterthanenverstand bisher noch nicht hatte träumen lassen.

Aber würdig sind einander die Partner dieses Handels. Der Fall Lieber ist das größte Gegenstück zu dem tragischen Falle Kauffmann. Was befähigte Herrn Lieber auch nur im Sinne der preussischen Bureaucratie zu den hohen Ämtern, die ihm die Regierung nach dem Zeugnis des ultramontanen Hauptblattes auf dem Präsentierteller angeboten haben soll? Nichts, rein gar nichts. Dagegen war Kauffmann nach dem einstimmigen Urteil von Freund und

Feind ein durchaus berufener Kandidat für den Posten des zweiten Bürgermeisters in Berlin, von dem ihn die preussische Regierung gleichwohl ausschloß. Diese Regierung entscheidet bald so, bald so, wie sich's trifft, wenn natürlich stets aus „Gründen der allgemeinen Wohlfahrt“. Und wie könnte die „allgemeine Wohlfahrt“ besser gedeihen, als wenn das schmiegsame Rückgrat zu den höchsten Ehrenstellen in Reich oder Staat befähigt, das feste Rückgrat aber selbst für einen verhältnismäßig so beschwerlichen Posten, wie die zweite Bürgermeisterstelle in Berlin, untauglich macht?

Jedoch der andere Partner spielt eine nicht weniger erhebende Rolle. Es ist richtig, Herr Lieber hat kein Trinkgeld angenommen. Das ist zu loben, allein noch langweiliger Anlaß, ihn als einen antiken Charakter zu feiern. Im Uebrigen, der härteste Nekrolog, der ihm in der gegnerischen Presse geschrieben worden ist, erscheint fast als eine Schmeichelei, verglichen mit dem Zauchzen seiner Bewunderer darüber, daß er ein ihm in verletzender Form angebotenes Douceur nicht in die Tasche gesteckt hat. Und hat Lieber diese verletzende Form etwa übelgenommen? Hat er mit derselben Regierung, die ihn einen so kränkenden Schimpf angethan hatte, nicht weiter gemachenschaftet und nicht weiter gemogelt? Die Kölnische Volkszeitung nennt es „selbstlos“, daß er die mit ihm gemachten Angebote nur ganz wenigen vertrauten Freunden mitgeteilt habe, und auch, diesen nur unter dem Siegel der Verschwiegenheit. Eine schöne „Selbstlosigkeit“, die nur in vertrauten Kreisen damit renommiert, von der erlauchten Regierung als ein Sakai taxiert worden zu sein!

Immerhin — Herr Lieber war so klug, vor der Deffentlichkeit zu schweigen, aber was soll man von seinen Nachfolgern sagen, die mit der ihnen zugesagten Beleidigung noch haustieren gehen? Darin spiegelt sich ein Verfall unserer politischen Sitten, der, rein am bürgerlichen Maßstabe gemessen, ein wahrhaft erschreckendes Facit ergibt. Es wird dadurch bestätigt, was wir beim Tode Liebers ausführten, wie viel gemeingefährlicher nämlich die heutige ultramontane Politik noch ist, als in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die damalige nationalliberale Politik war.

Gerade vor einem Vierteljahrhundert, im Jahre 1877, machte Bismarck dem nationalliberalen Führer Bennigsen das Angebot eines Ministerportefeuilles. Aber er that es wenigstens in der schouenden Form, daß er dabei ein Wort fallen ließ von dem politischen Einfluß, den er der nationalliberalen Partei in der Regierung einräumen wolle. Bennigsen selbst aber ging auf das Angebot nur ein unter der Bedingung, daß der politische Einfluß seiner Partei in der Regierung vollkommen sicher gestellt würde; er verlangte den Eintritt noch zweier Nationalliberaler in das Ministerium

und „konstitutionelle Bürgerchaften“ aller Art, im besonderer die Beseitigung des per nefas in die preussische Verfassung gelangten Artikels 109, wonach die Regierung einmal bewilligte Steuern bis in die Ewigkeit erheben darf, kurzum, Bennigsen verlangte ein unbefchränktes Steuerbewilligungsrecht des Landtags. Als Bismarck darauf nicht einging, sondern seinerseits mit dem Plane des Tabakmonopols angetrückt kam, für das er die Unterstützung Bennigsen beanspruchte, erklärte dieser rundweg, nun sei es genug und er danke für weiteres. Renommiert aber hat er nie damit, daß ihm ein Ministerportefeuille angeboten worden sei, und man muß auch anerkennen, daß ihn kein nationalliberales Blatt deshalb als neuen Aristides gepriesen hat, weil er einen Ministerposten ablehnte, den er mit politischen Ehren nicht annehmen konnte. Höchstens tabelten ihn seine etwas entschiedeneren Gesinnungsgenossen, daß er sich überhaupt auf ganz aussichtslose und utopische Verhandlungen mit Bismarck eingelassen habe.

So dachte und empfand man noch vor fünfundsünfzig Jahren in bürgerlichen Kreisen. Und heute wird Herr Lieber schon von der „maßgebenden“ Partei als antiker Heros gefeiert, weil er nach Bewilligung des Tabakmonopols, das will sagen, der ulerlosen Flottenpläne, ein nettes Trinkgeld ausgeschlagen hat. Welche Bescheidenheit und welche — Selbsterkenntnis, die das würdige Centrum damit beweist! Und kann man es der Regierung so sehr über nehmen, daß sie dieser Partei nachgerade alles künftigen zu können glaubt, daß sie nicht einmal diejenigen Rücksichten auf sie nimmt, die Bismarck immerhin noch auf die Nationalliberalen zu nehmen pflegte?

Doch das mögen die beiden edlen Partner unter sich abmachen! Den Volksmassen, denen der Hungertarif näher und näher auf den Leib rückt, ist der Blick hinter die Coulissen, den die Kölnische Volkszeitung eröffnet hat, nur als solcher von höchstem Interesse. Sie wissen jetzt, wie's gemacht wird und was sie von einer Partei zu halten haben, die schon in Ehrfurcht erstarrt, wenn einer ihrer Führer sich nun gerade kein klingendes Almosen in die Hand drücken läßt.

So viel freilich muß man den heutigen Centrumsmännern zugestehen, daß sie den mittelalterlichen Heiligen immer ähnlicher werden. Wie diese nur mit einem goldenen Schein um den Kopf erscheinen, so wird hinfort kein Führer der „Partei für Wahrheit, Freiheit und Recht“ den Brotwucher verteidigen können, ohne daß ihm ein Oberpräsidium oder ein Ministerportefeuille oder mindestens ein hoher Orden einen verklärenden Schein um das gedankenschwere Haupt webt.

## Senilleton.

### Niobe.

Roman aus der Gegenwart von Jonas Lie.

„Also jetzt ist er eine Künstlernatur geworden!“ rief Daavid und sprang empor. „Nun ist bei ihr, weiß Gott, auch eine Schraube los — — — Nein, — nicht einen Pfennig.“ Er riß die Stubenthür auf, daß der Holzrahmen zitterte.

„Aber Vater!“ ertönte eine Stimme von drinnen. Es war seine älteste, achtzehnjährige Tochter Minka, die erschreckt in ihren Klavierübungen inne hielt.

„D, es ist nichts, mein liebes Kind,“ sagte er verblissen. „Es handelt sich nur um Deinen Bruder Endre. Er will die Philologie verlassen und Sä—ä—än—ger werden,“ halb verzweiflungsvoll sang er es dem Piano zugewandt. „Und Deine Mutter beginnt schon über seine Künstlernatur nachzugrübeln.“

„Ja, aber Vater,“ wandte Minka ein, „wenn er sich nun wirklich dazu berufen fühlt!“

„Bewahre, bewahre — mir scheint, das ganze Haus steckt voll von aufgeblasenen Nebensachen.“

Etwas unsicher begann Minka: „Aber Endre hat doch solch prächtige Stimme; wenn er in Gesellschaft ist, bittet man ihn stets.“

„Ach, diese Privatintubentente, die in die Deffentlichkeit hinauszuwinken, — davon habe ich genug gesamt. Früher gingen alle Phantasien und Launenstücke zur See, heute zur Kunst. Endre ist immer mit einer eigenen Luftpumpe umhergegangen, bis er sich

glücklich zu einer wichtigen Persönlichkeit aufgeblasen hat. Und nun erfrent er seine Familie mit einem Skandal.“

„Es ist doch wohl kein Skandal, seine Gaben zu gebrauchen, Vater,“ wagte Minka hüblich einzuwenden.

Bis ins Innerste gekränkt, wandte der Doktor sich Vente zu:

„Ist es nicht, als ob die Wirklichkeit vollständig verdunstet wäre! — Skandal — Skandal, was hat das zu bedeuten, was thut das? Da sitzt nun Minka hier und weiß, meiner Treu, nicht, was das zu bedeuten hat. — Skandal! — Verrückte Ideen scheinen mir sehr ansteckend zu sein in einem Hause, Vente. Ich rechne nach, Du — bis dato hat Endre gerade zweieinhalb Jahre für jeden seiner Einfälle gebraucht — was sage ich — er blieb stehen und hob feierlich den Arm — für jede seiner großen Lebensaufgaben. Natürlich nicht weniger als „Lebensaufgaben.“

Na, jedenfalls wird er kurzen Bescheid erhalten. Die Sache ist ganz einfach; sing meinetwegen los, Herr Endre; ä—ber, nicht einen Pfennig!“

Die Thür des Studierzimmers fiel krachend hinter ihm ins Schloß.

Es war kein glücklicher Tag heute. Als man die Lampen angezündet, kam Skjel, des Doktors zweitältester Sohn und Liebling, triefend vom Herbstregen und mit dem Cigarrenstummel im Munde, herein. Er fuhr fort, mit zugedrücktem Ueberrock in der Stube hin und her zu wandern und spitzte halb ängstlich den Tabaksaft aus, während er nachdachte.

Es lag etwas Geschwätziges über sein ganzes Wesen und Gebaren ausgebreitet.

Nach einigen Umherwandern warf er den zerkaute Cigarrenstummel auf die Ofenplatte, ein Zeichen, daß er mit dem Ueberlegen fertig sei.

„So ungern man sich an seinen Vater wendet. . . ich weiß keinen anderen Rat, wenn ich das Geld nicht geradezu ins Wasser werfen will.“ — begann er; — „Du müßt mir Deine Unterschrift geben für sechshundert Kronen.“

Ein Knacken des Lehnstuhls war alles, was man hörte.

„Ich habe siebzig Zwölfer Bretter bestellt für die Sägemühle.“

„Jawohl, jawohl — wenn man als Großhändler auftritt.“

„Aber der Mühlenbetrieb kann doch unmöglich stille stehen, auf daß alle guten Leute in der Stadt sich einbilden, daß es mir sowohl an Kundschaft wie an Kapital fehle, und dann gehen alle Bretter zu Johannesen hinunter — so zu sagen gerade in der Zeit, wo es für mich darauf ankommt — wenn das Unternehmen denn überhaupt die Konkurrenz aushalten kann.“

Es erfolgte keine Antwort, so daß Skjel sich veranlaßt fühlte, die Stille wieder zu unterbrechen.

„Dieser verzeufelte Johannesen, daß er nun auch just meine Spekulationen in Angriff nehmen sollte, — sich eine Rolle hat anfertigen lassen, — müssen's alle ebenso machen. — — — Ich hätte damals seinen Kleinen Wasserfall kaufen sollen; aber da hatte ich kein Geld. — Dachte es mir wohl; wollte Dich aber nicht um noch mehr pressen.“

„Es ward geradezu unheimlich stille. „Na ja, das Geld hast Du ja in den Brettern und Planken. Mein Gewissen ist daher auch nicht be-